

Die Entwicklung des Wandels und der Wandel von Entwicklung

Sozialer Wandel

Als ich mich entschlossen habe, einen Vorschlag von Herrn Kollegen Hettlage aufnehmend, diesen Titel für meinen kleinen Beitrag zu dieser Veranstaltung zu wählen, ist mir nicht klar gewesen, dass er unmittelbare Anknüpfungen an die Themenstellung des Soziologiekongresses anbietet, der im Oktober dieses Jahres in Jena stattfinden wird und sich unter dem Motto „Unsichere Zeiten“ mit den „Herausforderungen gesellschaftlicher Transformationen“ beschäftigen wird. Die Überlegungen zum Verhältnis von Wandel und Entwicklung, die ich hier skizzieren möchte, weisen Verknüpfungen zu diesem Motto auf und ich hoffe, dass es mir gelingt, diese im Folgenden etwas zu verdeutlichen. *Wandel* und *Entwicklung* bezeichnen den Kern dessen, womit ich mich während meiner gesamten Zeit an dieser Universität von einer soziologischen Perspektive her vorrangig beschäftigt habe. Dieser Kern hat sich aber inzwischen erkennbar verändert, ebenso wie die Argumentationsweisen dazu und ich möchte in erster Linie etwas zu den Ursachen dieser Veränderung sagen.

Ein Blick in ältere soziologische Lehrbücher zeigt deutlich, dass die Kategorie des „sozialen Wandels“ zu den klassischen Bausteinen soziologischer Theoriebildung gehört. Kein Lehrbuch kam ohne mindestens ein gesondertes Kapitel dazu aus und viele - auch jetzt noch wichtige - Sammelbände trugen diese Kategorie explizit im Titel. Anlass dafür waren damals - und ich beziehe mich hier auf die 60er Jahre des vergangenen Jahrhunderts - zum einen die Abkehr von dem zentralen Motiv der soziologischen Klassiker, „die eine“ Ursache für Wandel von Gesellschaftlichkeit schlechthin auszumachen und zum anderen das Akzeptieren der über empirische Forschung zunehmend erkennbar gewordenen Vielfalt dieses Wandels. Grundlage für diesen Blick auf unterschiedliche Formen und Gründe des „sozialen Wandels“ war allerdings eine wichtige konzeptuelle Annahme: die Vorstellung, dass der Bezugsrahmen theoretischer Überlegungen in der Soziologie „die Gesellschaft“ sei und es demzufolge zuallererst darum ginge, die Grundlinien und die Logik ihrer „Ordnung“, also die Regeln ihrer „Struktur“ zu entdecken und herauszuarbeiten. Auch dort, wo diese Gesellschaft die konkrete Form einer nationalstaatlich verfassten Territorialgesellschaft aufwies, war diese abstrakte Struktur und deren relative Stabilität vorrangiger Erklärungsgegenstand. Unter bestimmten Bedingungen, die es eben zu erklären galt, konnte - so die Annahme - eine solche Struktur so unter Druck geraten, dass sie darauf mit Veränderungen reagierte: es kam dann eben zu signifikanten Veränderungen der gesellschaftlichen Struktur, zu „sozialem Wandel“. Die Betonung der *abstrakten Struktur* hatte dabei vor allem den Zweck, diesen Wandel abzusetzen von einem möglicherweise beständig ablaufenden Fluss von kleinen, alltäglichen Veränderungen. In diesem Sinn ist sozialer Wandel seitdem stets verknüpft gewesen mit der beobachtbaren und dauerhaften Veränderung von Werthaltungen und normativen Mustern, von Handlungsweisen und Kommunikationsformen, die u. a. mit sozialen Rollen, Denkweisen, Institutionen und Organisationen sowie ganzen Gesellschaften in Verbindung gebracht worden sind. Der gemeinsame Nenner bestand in der Zielsetzung, einen Prozess zu kennzeichnen und zu untersuchen, der eben in eine Zustandsänderung des Erkenntnisgegenstands - also z. B. der Struktur der „Gesellschaft“ - einmündete. Der Blickwinkel des Strukturfunktionalismus war die am stärksten ausgearbeitete Version dieses Zugangs zu sozialem Wandel, aber sie fand sich in Variationen auch in anderen theoretischen Perspektiven mit gesamtgesellschaftlichem Bezug.

Einzelne gesellschaftliche Zusammenhänge, soziale Normen, gesellschaftlich akzeptierte Werte, soziale Organisationen, Institutionen u. dgl. unterscheiden sich jedoch nicht nur im Hinblick auf formale Merkmale, wie Umfang oder Komplexität, sie können sich auch erheblich im Hinblick auf die Art, die Geschwindigkeit und die Art der Faktoren unterscheiden, die Veränderungen auslösen. Die Anerkennung dieser Umstände hat konsequenterweise dazu geführt, dass der Gegenstandsbereich ‚sozialer Wandel‘ kaum noch in geschlossener Form auftaucht. Vielmehr ist die Veränderung wichtiger Sektoren heutiger Gesellschaften, wie etwa Technologien, Wissen und Wissenschaften, Kommunikationssysteme usw. Gegenstand jeweils eigenständiger theoretischer Erklärungen. Aus dem alten Theoriesegment „sozialer Wandel“ ist somit eine Vielfalt von analytischen Zugängen entstanden, die den strukturellen Wandel, die Differenzierung, die Entstrukturierung, usw. ganz unterschiedlicher gesellschaftlicher Bereiche zu erklären versuchen. Das „soziale Ganze“ hingegen verschwand nahezu vollständig aus dem Blickfeld soziologischer Analysen zu sozialen Veränderungen.

Modernisierung

Eine besondere Variante der theoretischen Auseinandersetzung orientierte sich allerdings weiterhin am Kriterium dieses (allgemeinen) sozialen Wandels. Es ist der spezifische Blick auf die Bedingungen und Merkmale der Herausbildung der *modernen Gesellschaft*, die den Prozess der *Modernisierung* in den Mittelpunkt stellt, als die Variante des sozialen Wandels, in dessen Verlauf die ‚modernen‘ westeuropäisch/nordamerikanischen Gesellschaften konkrete Gestalt annehmen.

Mit einem durchaus identifizierbaren gemeinsamen theoretischen Kern ausgestattet, gewann diese besondere Form der Erklärung des sozialen Wandels einen herausragenden Stellenwert, weil sie zusammen mit der Behauptung von der historisch einzigartigen Dominanz konkreter Gesellschaften für einen längeren Zeitraum paradigmatisch wurde für eine relativ klar umrissene soziologische Theorietradition. In Gestalt der sog. Modernisierungstheorien erwies sie sich als außerordentlich zählebig und kritikresistent. Ihr herausragendes methodologisches Merkmal war stets die funktionale Analyse von interdependenten Teilbereichen im Zuge von Modernisierungsprozessen und dies daher auch eine Achillesferse dieser Konzepte. Insofern sie sich am Modell des als unilinear begriffenen Verlaufs der westlichen sozialen Wandlungsprozesse orientierten, blieben sie zumeist teleologischen Argumenten verhaftet: die bereits erreichte westliche Modernitätsvariante blieb Ziel und Maß irgendwelcher anderer Veränderungsprozesse. Mit der klassischen Unterscheidung von „traditional“ und „modern“ wurde hier auch eine Festlegung vorgenommen, die kaum Alternativen zuließ und die dementsprechend bis heute massive Kritik auf sich gezogen hat. Während also das Ausgangskonzept, die Vorstellung vom ‚sozialen Wandel‘, in dem Masse an Beachtung verlor, in dem das *ordnungstheoretische* Strukturkonzept von ‚Gesellschaft‘ analytische Dominanz einbüßte, hat insbesondere mit der Vorstellung von der „reflexiven Moderne“ und der Formel von der „Modernisierung moderner Gesellschaften“ (Zapf), seit den 80er Jahren die modernisierungstheoretische Fassung einer Erklärung des sozialen Wandels immer wieder Beachtung gefunden.

Wandel und Entwicklung – eine unendliche Geschichte

Modernisierung als Bezeichnung eines Prozesses der paradigmatisch die Herausbildung der charakteristischen Merkmale der westlichen, euroamerikanischen Gesellschaften bezeichnen sollte, blieb aber in der 2. Hälfte des 20. Jhdts. nicht auf diesen Bereich beschränkt. Modernisierung wurde sehr bald als Hintergrundfolie für ein ganzes Bündel von politisch, ökonomisch und sozial gerichteten Maßnahmen herangezogen, die vor

allem eines zum Zweck hatten: die „Entwicklung“ der als „traditional“, also: als nicht-modern ausgesonderten Gesellschaften. Die Intentionalität, die den modernisierungstheoretischen Blick vorher schon gekennzeichnet hatte, wurde hier zur (Entwicklungs-) Praxis, unter Federführung der einschlägigen Wissenschaften. Dementsprechend ist diese Perspektive in vielfältiger Weise ausgearbeitet und ebenso vielfältig kritisiert worden. Gegenstand der Kritik waren viele Aspekte: die theoretischen Voraussetzungen des Konzepts, die enthaltenen eurozentrischen Annahmen, die für das Nicht-Eintreten von Entwicklung genannten Gründe, die Beurteilung der Effekte und nicht-intendierten Nebenwirkungen von „Entwicklung“, u.v.m. Schließlich wurde auch beanstandet, - und das ist wohl die weit reichendste Form der Kritik an diesem analytischen Konzept überhaupt – dass der modernisierungstheoretisch unterfütterten Entwicklungsidee stets ein sehr homogenes und meist alternativloses Bild der modernen Gesellschaft zugrunde gelegt wurde: das Modell der westlichen Industriegesellschaften, territorial staatlich organisiert, mit einer kapitalistischen Marktwirtschaft und einer durch vielfältige Dispositive abgesicherten Selbststeuerungskapazität.

Wichtig für die paradigmatische Fassung des Konzepts von „Entwicklung“ scheint mir aber zu sein, dass hinter diesem (praktischen) Ideal wohl auch eine Übertragung des seinerzeit von B. Lutz so treffend bezeichneten „kurzen Traums von der immerwährenden Prosperität“ der europäischen Nachkriegsdekaden gestanden ist, denn die letztliche (und noch so vordergründige) Legitimation der Intention von ‚Entwicklung‘ war stets der Anspruch auf eine Zustandsverbesserung, die Aussicht auf ein ‚besseres Leben‘, ein höherer Lebensstandard für die sog. ‚Zielgruppen‘, die je nach dem unterschiedlich bestimmt werden konnten. M.E. ist dieser Punkt hier *zentral*: angestrebt war stets - zumindest modellhaft und programmatisch – eine *kollektive Verbesserung der Lebensbedingungen* und die Kritik richtete sich inhaltlich oft auf diesen Aspekt: die Zielverfehlung oder die tatsächliche Benachteiligung der jeweiligen Zielgruppen oder ihres Lebenskontextes. Gleichgültig, ob es sich nun um Bauern, Volkssektoren, indigene Gruppen, usw. gehandelt hat – der nicht nur als Legitimation bedeutsame inhaltliche Sachverhalt der materiellen Existenzsicherung und der wichtige Bezug der Aussicht auf eine kollektive Wohlfahrt blieb trotz aller faktischen Anfechtungen zentral. Man könnte es als Vision eines „*kollektiven Prosperitätsversprechens*“ bezeichnen und das ist auch von Bedeutung für jeglichen Versuch, die Erfolgsbeurteilung von entwicklungspolitischen Maßnahmen in Vergleichsindizes umzusetzen.¹ Damit einher geht auch ein weiterer Aspekt des Entwicklungsparadigmas: es ist von einem sehr frühen Zeitpunkt an deutlich mit der politischen Zielsetzung verknüpft, auf gesellschaftliche Bedingungen zurückzuführende „Hemmnisse“ für „Entwicklung“ aufzufinden. Aus diesem Grund ist das Entwicklungsparadigma bis auf den heutigen Tag ungebrochen attraktiv für die Arbeit spezifischer Institutionen. Da es in erster Linie zumeist konzentriert gewesen ist auf die politische Ökonomie bestimmter Länder, ist es auch von Bedeutung in den Auseinandersetzungen um die Beurteilung der entwicklungsrelevanten Faktoren in der Systemkonkurrenz während des Kalten Krieges. Bezogen auf „Entwicklung“ stellte sich Systemkonkurrenz neben anderem auch dar als Vergleich der Lebensqualität oder die Wohlfahrt einzelner Gruppen bzw. ganzer Länder. Die ökonomische und politische Verwendung des Entwicklungsparadigmas erleichterte aber einen i.e.S. soziologischen Zugang keineswegs. Die Analyse gesellschaftlicher Dimensionen blieb häufig auf struktur- und differenzierungstheoretischen Bedingungsstufen von „Entwicklung“ stehen, ohne dass konsistent entwicklungsrelevante Veränderungen sozialer Strukturen ausgemacht werden konnten, was gewiss auch von Bedeutung für die schwierige Anknüpfung entwicklungssoziologischer Analysen an i.e.S. theoretische Perspektiven der allgemeinen Soziologie ist.

¹ Der schon früh gegen die Verwendung des Kriteriums der Zunahme des BSP erhobene Vorwurf, hier würden irreführende Indikatoren verwendet, ist eng mit dieser Zielsetzung verbunden, eine möglichst ‚objektive‘ Messzahl für Vergleichsmöglichkeiten zu finden.

Trotz verschiedener Anläufe ist es im Rahmen des Entwicklungsparadigmas auch nicht überzeugend gelungen, die globalen Interdependenzen von Entwicklungsprozessen in unterschiedlichen Zusammenhängen herauszuarbeiten. Jenseits von eher metaphorischen Versuchen, eine „Entwicklung der Unterentwicklung“ oder ein kapitalistisches Weltsystem zu bestimmen, ist das Entwicklungsparadigma zumeist ‚national‘ bzw. ‚sektorial/lokal‘ beschränkt geblieben.²

Mit dem Modernisierungskonzept eng verbunden bleibt das Entwicklungsparadigma auch über ein gemeinsames Defizit: es wird schwierig, über ein bestimmtes Niveau der allmählichen Entfaltung hinaus eine weitere Qualitätsveränderung zu bestimmen, die anderes bezeichnet als eine bloße Umfang- oder Mengenveränderung eines bereits erreichten ‚Reifestadiums‘. Eine moderne Gesellschaft ist stets eine moderne Gesellschaft, auch wenn zahlreiche Versuche vorliegen, eine Postmodernität, eine ‚reflexive‘ oder eine ‚zweite‘ Moderne auszumachen – nicht umsonst hat sich hier jenseits der andauernden Modernität, die Suche nach weiteren Dynamiken der Modernisierung als wenig überzeugend erwiesen.³

Diese Aspekte haben auch dazu geführt, dass – allerdings meist immer noch fokussiert auf die einzelne Gesellschaft – die Vorstellung von dem „einen“ Modernisierungspfad, wie ihn die westlichen Industriegesellschaften repräsentieren zum großen Teil obsolet geworden ist. Die Feststellung, dass der Weg in die Moderne unterschiedlich verlaufen kann, dass postkoloniale Gesellschaften oder die sowjetischen und postsowjetischen Industriegesellschaften nicht ‚traditional‘ sind, sondern einen eigenen Modernisierungsverlauf repräsentieren, hat wichtige Konsequenzen für die Beurteilung der jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnisse gehabt. Es ist deutlich geworden, dass allein ein beharrlicher Blick auf die globalen Interdependenzen und Verflechtungen, und damit eben auch auf die Wechselwirkungen der sehr verschieden gerichteten Entwicklungspfade, wie ihn die neuere Entwicklungssoziologie anstrebt, hier Abhilfe schaffen kann.

Dort jedoch, wo die modernisierungstheoretisch inspirierte Perspektive dominiert, endet die Dynamik von ‚Entwicklung‘ zumeist in einer Modernitätsdiagnose, deren Fortführung nicht mehr auf dem Niveau von sozialen Strukturen erfolgt. Vielmehr werden die Veränderungen spezifischer Dimensionen gemessen: mehr Wachstum, mehr Wissen, mehr Partizipation mehr Ausbildung oder auch mehr gesunde Menschen – es sind zählbare Veränderungen die ‚Entwicklung‘ messen sollen, aber sie verfehlen zwangsläufig so etwas wie sozialstrukturelle ‚Entwicklung‘. Diese ist weitgehend in einer auf wenige Indikatoren stark reduzierten Modernisierung versickert und schlägt sich in einem positionalen Vergleich von Ländern, von nationalstaatlich verfassten Territorialgesellschaften nieder.

Aus dem Blick geraten jedoch die relevanten strukturellen Differenzen und die möglichen Verknüpfungen zwischen ihnen, ihr wechselseitiges Bedingungsverhältnis und damit auch die Klärung einer wirkliche Alternative - zumindest auf der inter- oder transgesellschaftlichen Makroebene - zu einem linearen und einzelgesellschaftlich gebundenen Konzept von ‚Entwicklung‘. Im Zentrum solcher messbarer Distinktionen und Indikatoren stehen statt dessen Wettbewerbsrelationen zwischen einzelnen Ländern, Auf- und Abstiege auf weltweit umspannenden Skalen, die Konkurrenz signalisieren und

² Für entwicklungssoziologische Analysen mit einem empirischen Bezug haben sich infolgedessen vor allem akteurtheoretische Perspektiven als besonders hilfreich erwiesen: sie können auf Mikro- und Mesoebene die gesellschaftlichen Dynamiken auch in einem intergesellschaftlichen Kontext beschreiben und z. T. auch erklären, die auf gesamtgesellschaftlicher Ebene bei weitem nicht so gut soziologisch zugänglich gewesen sind.

³Nicht umsonst hat W. Zapf seinerzeit von der „Modernisierung moderner Gesellschaften“ gesprochen und damit genau diese Schwierigkeit ausgemacht.

den Vergleich auf notwendigerweise von Inhalten abstrahierende Indikatoren von „Entwicklung“ zurückführen.

Globalisierung, sozialer Wandel und multiple Transformationen

Seit nun schon geraumer Zeit hat das Phänomen der Globalisierung jeglicher Diskussion von Wandel einen nicht hintergehbaren Bezugspunkt beschert, auch wenn gerade soziologisch seine Hauptmerkmale bislang alles andere als konsistent benannt worden sind. Das steht in starkem Kontrast zum öffentlich wirksamen Diskurs dazu, in dem ein Prozess, der spezifische materielle, raum-zeitliche und kognitive Aspekte aufweist, bei der Beurteilung seiner Wirkungen nahezu einen Fetischstatus angenommen hat. Es ist die spezifische Kombination der drei Aspekte, die in spätmodernen Gesellschaften typische Phänomene hervorruft. Dabei sind durchaus Ähnlichkeiten mit der klassischen Diskussion zur Kategorie des sozialen Wandels auszumachen. Globalisierung wird zum einen verdinglicht, sie wird zum anderen zur ideologischen Konstruktion, die manchmal als Disziplinierungsinstrument oder als Begründungshilfe für konkrete politische bzw. ökonomische Maßnahmen und die Legitimierung von deren sozialen und kulturellen Folgen dient.

Ähnlich wie also vor mehr als einem halben Jahrhundert die Kategorie des „Sozialen Wandels“ müsste somit auch „Globalisierung“ nach einer Aufschlüsselung, nach Klärung der analytischen Voraussetzungen und nach begrifflichen Instrumenten verlangen, um diese Zusammenhänge zu präzisieren. Die zahlreichen dazu vorliegenden Publikationen versuchen nun tatsächlich immer wieder Beobachtungen und Erklärungen zu einer Gesamtperspektive zu verbinden. Oft haben sie jedoch gemeinsam, dass sie Globalisierung – und hier ähneln sie dem öffentlichen Diskurs – häufig zu einem Sachverhalt erklären, der in erster Linie ‚Anpassung‘ erfordern und die Handlungsmöglichkeiten jedes einzelnen Akteurs beeinträchtigen würde. Auch die soziologische Wahrnehmung der Wirkungen von Globalisierung ist in erster Linie durchzogen von einer Vielzahl von Diagnosen, die allesamt das Kriterium der Verunsicherung, der Unübersichtlichkeit und Undurchschaubarkeit, ja sogar der Gefährdung in den Vordergrund stellen. Der CfP für den Jenaer Soziologiekongress im Oktober betont daher unter dem Motto „Unsichere Zeiten“ insbesondere die verunsichernden Effekte umfassender globaler Veränderungen: „... (W)ir (erleben) gegenwärtig eine Transformation im Plural, eine komplexe Konstellation gesellschaftlicher Transformationen in Ost und West, im weltgesellschaftlichen Norden und Süden ...“ (CfP, 62). Als spezifische Form des aktuellen sozialen Wandels werden hier ausdrücklich globale ‚Transformationen‘ als Ursachenkomplex in den Vordergrund geschoben – Globalisierungswirkungen also in der Form einer radikalen Entkoppelung unterschiedlicher gesellschaftlicher Lebens- und Handlungssphären: „Die dynamisierende Öffnung wirtschaftlicher, kultureller und sozialer Räume hat – (...) – den gesamten Globus erfasst. In diesem Sinne sind alle nationalen Gesellschaften dieser Welt Transformationsgesellschaften.“ (CfP, 63). Als eines der auffälligsten Symptome wird mehrfach der Sachverhalt der ‚Entgrenzung‘ genannt, des Durchlässigwerdens und Mobilwerdens von vordem als „objektiv“ geltenden Abgrenzungen, deren Beharrungsvermögen zunehmend in Frage gestellt wird.

Nun sollte man meinen, dass solche Wahrnehmungen gerade zu einer entsprechenden diagnostischen Strategie führen könnten – man fragt sich daher: aus welchem Grund erfolgt dann die Beschränkung auf „alle nationalen Gesellschaften“? Hilfreicher schiene mir daher eine Analyseperspektive, die transformierende Effekte multipler Globalisierung von ihrer Logik her begreift und damit auch das Zusammenspiel von Interessen und Handlungsstrategien beteiligter Akteure in den Vordergrund rückt.

Die Verunsicherungsdiagnose und die Lehren des Südens

Allerdings: diese Perspektive sollte diese Effekte nicht (nur) als ein Zusammenspiel gegenüber dem Phänomen der Globalisierung und seiner Dimensionen, sondern als ein Zusammenspiel innerhalb dieses globalisierten Kontextes und infolgedessen auch mit veränderten Positionen, Handlungschancen und Ressourcen begreifen. Bislang kann man aber eher den gegenteiligen Eindruck haben. Die Auseinandersetzung mit den Verunsicherungseffekten erfolgt weitgehend noch unter dem dominanten Blickwinkel der territorial fixierten, staatlich organisierten Einzelgesellschaften und zwar vorwiegend der spätmodernen Gesellschaften des Nordens. Die Handlungen und Interessen (auch) institutioneller Akteure werden somit beurteilt vor dem Hintergrund von Kriterien, die nicht mehr hinreichen. Die Einwirkungen von Globalisierung auf staatliche Handlungsmöglichkeiten z.B. unter dem Blickwinkel von deren Beeinträchtigung und evtl. unzureichender Instrumente verkennt, dass sich staatliche Zielsetzungen und die funktionalen Herrschaftsverflechtungen in denen staatliches Handeln stattfindet, sich stark verändert haben – auch und gerade in seinen spätmodernen Varianten. Der Eindruck von den sehr spezifischen Verunsicherungseffekten täuscht also insofern, als diese keineswegs ungewollte Nebenwirkungen einer „aus dem Ruder gelaufenen“ neuen Form des sozialen Wandels sind. Sie sind Teil einer Weise des Transformationsvollzugs, der in vielen sog. „Entwicklungsländern“ und den dort existierenden gesellschaftlichen Formen schon länger Alltagserfahrung sind – und zwar eben nicht zufällig, sondern durchaus zielgerichtet. Ich möchte sie zusammenfassen unter dem sehr pauschalen Sammelbegriff der wettbewerbsorientierten Vermarktlichung des Sozialen. Die fast ausschließliche Orientierung an den Ergebnissen, die sich daraus ergibt, unter außer Acht lassen der Wege dahin und die Herstellung von Quasi-Märkten, auch dort wo die Voraussetzungen für Marktbildung nicht gegeben sind, hat Verunsicherung nicht zur *Folge*, sondern zur *Voraussetzung*. Tatsächlich kann man diese Wirkungen gerade bei der Veränderung des Paradigmas der „Entwicklung“ sehr gut beobachten. Die Orientierung am vorhin angedeuteten „kollektiven Prosperitätsversprechen“ als Begründung und inhaltliche Wegmarke von Entwicklung ist zu großen Teilen einer Orientierung an der Herstellung von wettbewerbsorientierter Marktfähigkeit der betroffenen sozialen Akteure gewichen, egal ob Individuen oder spezifische Gruppen oder andere soziale Kategorien. In diesem Sinne ist *Entwicklung* nicht mehr etwas, was spezifischer Wege und Regelungen bedarf, sondern nunmehr tendenziell ein Resultat, um die letztlich angestrebte Marktfähigkeit von Akteuren zu fördern – ein recht radikaler Bedeutungswandel von Entwicklung also, dessen inhaltliche Aspekte durchaus kontingent und damit in jeder Hinsicht gezielt verunsichernd sind.